

Dem Stahl auf der Spur – Heimat und Hoesch. Ein Schulprojekt der Hoesch-AG der Anne-Frank-Gesamtschule Dortmund

Interview der Klasse 5.4 mit einem echten Hoeschianer – Udo Szubyn begleitet durch Isolde Parussel, Leiterin Hoesch-Museum

Udo Szubyn ist 74 Jahre alt. Er hat im Jahr 1962 mit 15 Jahren auf der Westfalenhütte bei der Firma Hoesch angefangen. Zunächst absolvierte er eine Lehre als Bauschlosser und kam dann ins Stahlwerk 3 (=Siemens-Martin-Werk 3). Dort wurde in Dortmund produziertes Roh-eisen zu Stahl verarbeitet. Insgesamt hat Udo Szubyn, mit kleineren Unterbrechungen, 45 Jahre auf der Westfalenhütte verbracht. Drei Schüler konnten ihm im Hoesch-Museum die gesammelten Fragen der Klasse 5.4 stellen.

Aziz: *Herr Szubyn, warum haben sich die Arbeiter im Stahlwerk Hoeschianer genannt?*

Szubyn: Hoeschianer ist eine Art Mehrzahl von Hoesch - also Hoeschianer. Es haben schließlich sehr viele Menschen für die Firma Hoesch gearbeitet. Nicht nur im Stahlwerk an der Rinne, auch im Büro, in der Kantine und so weiter. Die Firma wurde von der Familie Hoesch gegründet, die aus der Eifel kam und dort schon mit Eisenguss und Bronzeguss erfolgreich war. In der Eifel gab es aber kaum Energieträger für die dafür benötigten Öfen. Steinkohle, der Energieträger des 19. Jahrhunderts, war im Ruhrgebiet in Hülle und Fülle vorhanden. Deshalb zog ein Teil der Familie Hoesch ins Ruhrgebiet. Dortmund und das Ruhrgebiet hatten aber gar nicht die nötige Menge an Arbeitskräften, um den Bedarf der Firma Hoesch zu decken. So wurden Arbeitskräfte aus dem deutschen Osten (Schlesien, heute Polen) angeworben, ins Ruhrgebiet zu kommen. Die gute Bezahlung lockte viele Arbeitskräfte an. Das ging sehr schnell. Dortmund hatte 1820 ca. 5.000 Einwohner, 1890 schon ca. 90.000. Am Borsigplatz und seiner Umgebung, da standen fast nur Wohnungen von Werkarbeiter*innen, musst du wissen. Aber auch Menschen mit kleinen Handwerkerbetrieben oder Lebensmittelläden und Kneipen hatten wegen Hoesch Arbeit.

Parussel: Beantwortet das deine Frage, Aziz?

Aziz: *Ja ich denke schon. Hoesch ist eine Firma, die enorm gewachsen ist und in Dortmund eine große Bedeutung hatte, weil viele Menschen wegen der Firma nach Dortmund gezogen sind. Die Leute fühlten sich mit der Firma verbunden und nannten sich deshalb Hoeschianer. Das wäre als wenn wir Anne-Frankianer wären, eine Familie eben.*

Ibrahim: *Waren nur Männer bei Hoesch beschäftigt?*

Szubyn: Anfangs waren es fast nur Männer. Während des 1. und 2. Weltkriegs änderte sich das, weil viele Männer für den Krieg eingezogen wurden. Die fehlenden Arbeitskräfte wurden durch Frauen ersetzt. Sie arbeiteten nicht nur in der Kantine, sondern auch als Kranführerin, im Magazin und in den mechanischen Werkstätten. Nach den Kriegen blieben viele von den angelernten Frauen im Betrieb.

Tiziano: *Was waren die gefährlichsten Orte an der Westfalenhütte?*

Szubyn: Oh, da gab es hunderte. Es war insgesamt sehr gefährlich hier. Also zunächst mal alle Heißbetriebe, also Orte, an denen mit flüssigem Metall gearbeitet wurde: Hochofen, Konverter, Walzwerk, da herrschten teilweise Temperaturen von über 1.500 Grad. Vor 100 Jahren hatten die Leute nur einen Hut und Lederlappen als Schutz vor der Hitze und dem flüssigen Metall. In den mechanischen Werkstätten war es etwas weniger gefährlich. Dort drohte aber auch Gefahr, zum Beispiel, wenn Werkstücke rissen oder brachen.

Ibrahim: *Warum wird eigentlich beim Abstich eine Probe entnommen? Man konnte doch nichts mehr an der Zusammensetzung ändern.*

Szubyn: Zunächst einmal brauchte man die Probe, um zu wissen, ob die Qualität des Stahls erreicht wurde. Man konnte während des Abfließens immer noch etwas an der Zusammensetzung ändern. Mangan, Silizium, Kalk wurden teilweise während des Abstichs noch hinzugefügt. In einem Video im Hoesch-Museum kann man ganz schön sehen, wie ein Arbeiter Material in einen Stahlkessel wirft, um die Zusammensetzung nach der Probeentnahme nachzubessern. Überhaupt war die Qualität des Stahls ein wichtiges Thema. Das grüne Gebäude neben dem Verwaltungsgebäude auf dem Weg zum Museum ist ein Labor. Dort wurden bereits 65 neue Stahlsorten entwickelt, um die Qualität des Stahls perfekt an seine Aufgaben anzupassen. Im Labor gibt es dazu extra einen Miniofen.

Erstaunte Blicke bei Ibrahim, Tiziano und Aziz

Parussel: Ich gebe euch ein Beispiel: Porsche will eine bestimmte Sorte Stahl erwerben. Dafür bezahlt Porsche einen Millionenbetrag. Es reicht dem Unternehmen dann nicht, dass die Firma

Hoesch einfach sagt: „Hier, das ist super Stahl.“ Stattdessen erhält Porsche ein Zeugnis über alle Produktionsschritte. Es wurde gemessen und festgehalten, welche Zusammensetzung beim Abstich und beim Kochen im Konverter erreicht werden konnte. Man musste ganz sicher sein, dass der Stahl die nötige Qualität hatte, dazu brauchte man eben ein Dokument.

Szubyn: Es gab auch nach der Herstellung Tests, bei denen die Qualität überprüft wurde. Zum Beispiel durch Biegen. Wenn das Material zu schlecht war und riss, wurde reklamiert. Der Ruf des Unternehmens hing daran.

***Ibrahim:** Warum hat man eigentlich keine Fallklappe in den Hochofen oder Konverter gebaut, die man auf- und zumachen konnte, um die Qualität vor dem Abstich optimal anzupassen?*

Szubyn: Wenn das Material einmal fließt, kann man es nicht mehr stoppen. Genauso kann man ein Stahlwerk nicht ausschalten. Die Öfen müssen immer heiß bleiben, sonst gehen sie kaputt. Die Temperaturen sind einfach zu hoch.

***Aziz:** Warum waren die Hochöfen, wo das Roheisen erzeugt wurde und die Konverter, bei denen der Stahl gekocht wurde, eigentlich so weit voneinander entfernt? Konnte man die nicht näher beieinander bauen?*

Szubyn: Man hat es versucht und teilweise umgesetzt. Zum Beispiel beim Hoesch-Werk am Phoenix-See.

Parussel: Stahlwerk und Stahlgießerei hatten an sich schon gewaltige Ausmaße. Man konnte solche gewaltigen Anlagen nicht so leicht umbauen. Außerdem ist „weit entfernt“ natürlich relativ: Immerhin hatte man alle Produktionsschritte auf einem Gelände oder zumindest innerhalb einer Stadt.

Szubyn: Die Torpedopfannen-Wagen zum Transport des Roheisens auf Schienen hatten auch Vorteile. Man kann in einem solchen Torpedo nämlich Roheisen bis zu 48 Stunden lagern. Das gibt Handlungsspielraum und Flexibilität. Die Hoesch-Werke in Hörde, Union und die Westfahlenhütte hatten extra Gleise für die Torpedowagen und Schlackenpfannen, da diese Wagen eine enorme Wärme abstrahlten. Die Schlacke (ein Nebenprodukt, das beim Abstich vom Hochofen entsteht) war übrigens nach dem Krieg eine begehrte Tauschware. Kartoffeln, Mehl, Fleisch wurden von Bauern gegen Schlacke als Dünger eingetauscht und konnten im Werk für die Verpflegung der Belegschaft verwendet werden.

Die Gruppe schaut auf ein Foto, das einen Steuerstand im Stahlwerk zeigt.

Tiziano: Ist es am Steuerstand so unangenehm wie an der Rinne, wo das flüssige Roheisen abläuft?

Szubyn: Nein, dort gibt es schon eine Isolierung gegen Schall und Temperatur. Das war aber nicht immer so. Die Steuerstände wurden durch die Betriebsräte eingefordert, um die Arbeitsbedingungen zu verbessern.

Tiziano: *Ist es am Steuerstand auch so eng, wie es auf dem Foto aussieht?*

Szubyn: Dort ist so viel Platz, wie nötig. Ein bisschen Freiraum benötigte man schon. Zum Beispiel für Feuerwehr oder Erste Hilfe-Einsätze mit einer Trage, falls die Leute wegen der hohen Arbeitsbelastung umkippten.

Tiziano: *Wie lange ging denn so eine Schicht? Konnte man zwischendurch schlafen oder sich ausruhen?*

Szubyn: Als ich im Werk gearbeitet habe, ging eine Schicht 8 Stunden, aber vor meiner Zeit aber teilweise bis zu 10 oder 12 Stunden. Schlafen war während der Arbeit verboten, aber nach 10 Stunden harter Arbeit ist es schon oft passiert, dass Arbeiter einschliefen. Es war sehr gefährlich. Teilweise sind sie im Stehen eingeschlafen. Die jüngsten Arbeiter, fast in Eurem Alter, haben mit 14 Jahren angefangen. Die kamen beispielsweise aus den Stadtteilen Derne oder Kirchderne, mussten um halb 6 aufstehen und waren dann erst um 16 Uhr zurück. Ab 18 Jahren gab es dann schon Wechselschicht (das bedeutete, dass man auch zur Nachtschicht eingesetzt wurde, die Öfen liefen ja Tag und Nacht).

Aziz: *Was war der schönste Moment ihrer Zeit auf der Westfalahütte?*

Szubyn: Schön war, wenn man anderen Kollegen helfen konnte. Manche haben sich eingeklemmt, sind hingefallen oder sonst wo stecken geblieben. Hätte man ihnen nicht geholfen, sie weg- oder rausgezogen, wären sie umgekommen, schwer verbrannt oder verkrüppelt. Ihr müsst wissen, in den 1960er-Jahren gab es pro Jahr auch schon mal 10-15 Tote durch Unfälle auf der Westfalahütte. Erst ab 1985 hatten wir auch mal Jahre ohne Tote. Neben solchen Momenten gab es natürlich die Betriebsausflüge oder eine Feier zum 40-jährigen Bestehen der Warmbreitbandstraße im Hoeschpark mit den Familien, selbst aufgebaut und organisiert von der Belegschaft.

Aziz, Tiziano, Ibrahim: *Vielen Dank, dass Sie sich die Zeit genommen haben. Glück auf!*